



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Begegnungen mit Afrikanern.

Missionars von Rebelaer, des hochw. P. Joseph Schwemmer. Leider war der eifrige Missionar kürzlich infolge Überanstrengungen ernstlich krank geworden, sodaß er gezwungen war, die Missionsstation für einige Zeit zu verlassen, um wieder zu Kräften zu kommen. Zur Freude der großen Missionsgemeinde von Rebelaer konnte er nach einiger Zeit wieder etwas gekräftigt zurückkehren. Wir wünschen ihm weiter eine gute Gesundheit, damit die Mission von Rebelaer mit Gottes Segen auch weiterhin wachse, blühe und gedeihe. —

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

III.

So war ich also ganz unverhofft ein amerikanischer P. W. (Prisoner of War = Kriegsgefangener) geworden. Die beiden Buchstaben P. W. leuchteten hell auf meinem Rücken, auf meiner Brust und auf meinen Knien. Mit dieser „liebevollen Erkennungsmarke“ konnte ich sicher unmöglich in Frankreich verloren gehen. Wäre meine Nummer nicht so hoch gewesen, hätte man sie vielleicht auch noch irgendwo sichtbar untergebracht. Aber eine Zahl wie 101 510 benötigt schon eine größere Fläche, als mir am Leibe noch „unbeschrieben“ zur Verfügung stand. Als die Nummer 101 510 „erlebte“ ich nun in der Tat „amerikanische Kriegsgefangenschaft“ mit allerlei interessanten Vorkommnissen und ernststen und heiteren Zwischenfällen innerhalb und außerhalb des Lagers. An dieser Stelle kann ich jedoch nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern will nur etwas von einer weiteren Begegnung mit „Afrikanern“ erzählen:

Ein Vierteljahr hatte ich ungefähr alle Freuden und Leiden der Gefangenschaft in einem Lager bei Bar le Duc genossen, da hieß es eines Tages, ein Teil unsrer Kompanie werde zu Straßenarbeiten in ein kleineres Lager versetzt. In diesem neuen Lager sollten die Gefangenen von Negern bewacht werden. Diese Nachricht kam uns allen höchst interessant vor. Gespannt harrten wir „große Nummern“ der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen. —

Als das Straßenbaukommando zusammengestellt wurde, war auch Nummer 101 510 dabei. — Unser Bündel war bald geschnürt und die Abteilung im Handumdrehen marschbereit. Es wurde aber nicht marschiert, nein, die Nummern wurden alle auf Lastautos verladen und mit amerikanischer Schnelligkeit an den neuen Bestimmungsort gebracht. Die dunklen Söhne Afrikas in schmucken amerikanischen Soldatenuniformen warteten schon auf uns. Die erste gegenseitige Musterung fiel nicht schlecht aus. Sie schauten uns nur immer so fragend und etwas scheu an. Man sah, die Kerle fühlten sich geradezu unbehaglich in ihrem Amt als Wächter von Weißen. Diese Situation, so tragisch sie einerseits war, und so komisch sie andererseits wirkte, mußten wir als Gefangene natürlich ausnützen. Es dauerte auch gar nicht lange, so herrschte zwischen Wächtern und Bewachten das allerbeste Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis. Jeden Morgen zogen wir von nun an auf die Straße und „besserten“ sie aus. Die Losung unter uns war stets gleichlautend: „Nütze den Feinden Deutschlands so wenig als möglich!“ — Auf alle Fälle

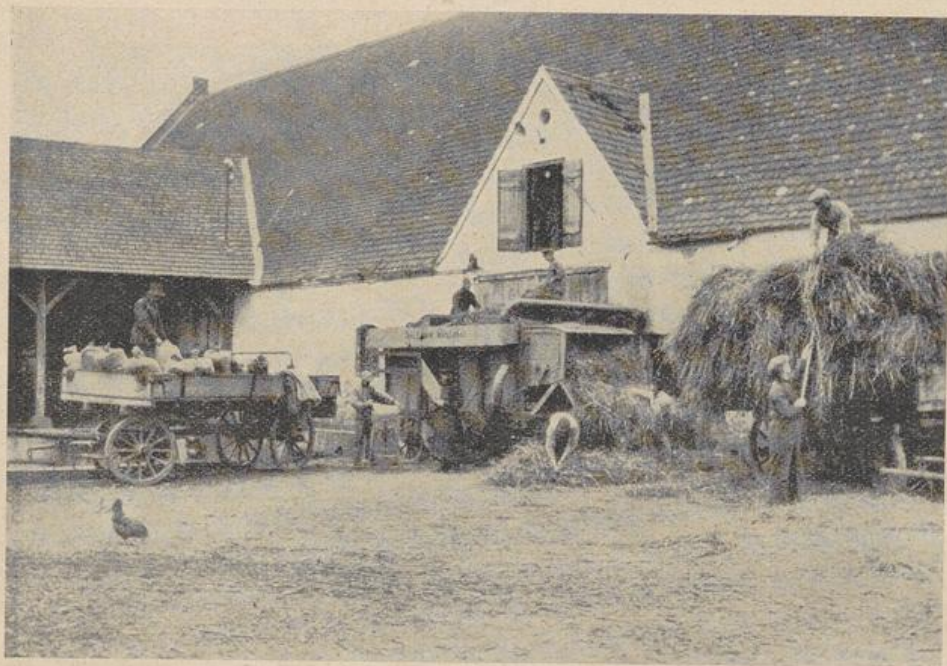
leisteten wir in dieser Zeit alles andere als deutsche Qualitätsarbeit, d. h. in unserem Falle war es eigentlich doch „Qualitätsarbeit“. — Unsere Wächter gaben in der Hauptsache nur noch acht, daß wir jedesmal wenn Autos oder Motorräder mit Beisitzern dahergefaßt kamen, zur rechten Zeit die Straße frei machten, damit uns nichts passierte. Hatten wir dann die Straße „freigemacht“, dauerte es wieder eine ganze Weile, bis es uns wieder einfiel, sie von neuem zu „besetzen“, denn — irgendwo — ratterte ja schon wieder so ein Motor. Es machte uns gar nichts aus, wenn es auch noch fünf Minuten dauerte, bis das Vehikel an uns vorbeiraste. Die Löcher, die wir auf der Straße mit Schotter und Kieselsteinen ausfüllen sollten, nahmen trotz unserer Arbeit nicht ab. Kaum hatte man eine Schaufel voll Steine in ein Loch „hineingepfeffert“, da



Schulkinder von Reichenau (Mariannhill Mission) bei einer Festlichkeit

kam erneut ein Auto gerast und fegte wieder alles fein säuberlich heraus. Was kümmerte das uns?! Wir waren ja nicht Schuld daran, sondern ... Warum ließen uns die Amerikaner von Negern bewachen?! — Hätten die Herren nur ein wenig gedacht, so wäre ihnen sicher die Erleuchtung gekommen, daß dieser Umstand ihnen keinen Nutzen bringen konnte. Wir waren doch auch noch als Kriegsgefangene deutsche Soldaten und wußten, was sich für solche gehörte. — Ganz untätig waren wir aber doch nicht. Was wir mit unseren Händen versäumten, ersetzten wir großmütig durch emsige Zungen- und Mundarbeit. Unsere Wächter waren auch gar nicht abgeneigt, mit uns über alles Mögliche und Unmögliche zu plaudern. Nach einigen Tagen wußten wir schon die ganzen Lebensschicksale unserer Wächter. — Dabei war es höchst interessant, festzustellen, daß man sich auch ohne große Sprachkenntnisse ganz gut unterhalten und verständigen kann. Die Zeichensprache verstehen ja alle Menschen. Mehrere unserer schwarzen Wächter waren in der amerikanischen Stadt St. Louis sehr viel mit Deutschen zusammengekommen. Sie wurden nicht müde, immer

wieder zu sagen, daß „the Germans“ (die Deutschen) gute Leute seien und daß sie in St. Louis gutes deutsches Bier getrunken hätten. Der eine oder andere war in deutschen Geschäften in Stellung gewesen. Sie zeigten uns mit Stolz sogar Photographien von ihren deutschen Herrschaften. Einer konnte auch etwas deutsch und sagte: „In deutsches Geschäft viel arbeiten, viel schwitzen, aber deutsches Bas fein gutes Mann, bezahlen schönes Money (Geld) und deutsches Madame kochen very fine (sehr gut). Ich gehen wieder zu deutsches Familie.“ — Sonderbarerweise waren die amerikanischen Afrikaner gar nicht gut auf die Franzosen zu sprechen. Daß sie das nur taten, um uns zu gefallen, hielt ich für ausgeschlossen. Ein französischer Zivilist hätte es auf keinen Fall



„Sich regen bringt Segen!“ (Missionsbrüder beim Dreschen)

wagen dürfen, uns zu nahe zu kommen. In dieser Beziehung ereignete sich manche drollige Begebenheit. — Einmal, es war nach einem Regen, hatten wir gerade durch ein französisches Dorf die Hauptstraße vom ärgsten Schmutze zu reinigen. Wir zogen den vielen Schmutz von der Straße herunter und setzten zu beiden Seiten der Straße große Haufen davon. Ungefähr in der Mitte des Dorfes kam eine Französin immer und immer wieder unter die Haustüre des ebenerdigen Häuschens, stemmte überlegen beide Hände in ihre nicht schlanken Hüften und schaute uns mit Verachtung zu bei der schmutzigen Arbeit. Mit einem teuflischen Hohnlächeln im ganzen Gesicht weidete sie sich förmlich am Schauspiel unserer Unfreiheit und unserem Gefangenschaftsleiden. — Diese „Madame“ mußte von uns irgendwie bestraft werden. — Aber wie sollten wir das anfangen? Da kam uns ein guter Gedanke. — Als sie einmal wieder in das Innere des Hauses verschwand, zogen wir, ein guter Kamerad und ich selbst, von rechts und links des Hauseinganges allen Schmutz, dessen wir in der höchsten Eile habhaft werden konnten, vor

die einzige Stufe beim Hauseingang und gingen dann einige Meter weiter rechts wie unschuldige Lämmer unserer Arbeit nach. Der Wachposten, der in allernächster Nähe stand, hatte den ganzen Vorfall bemerkt. Er stampfte lachend bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß auf den Boden. Lange brauchten wir nicht zu warten, da erschien die unhöfliche Madame wieder unter der Haustüre. Als sie die liebevolle Bescherung zu ihren Füßen sah, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen und schrie Zeter und Mordio. Was sie vorher gedacht, und durch ihr Mienenspiel schon verraten hatte, das kleidete sie jetzt in Worte. Die Schimpfnamen: boches, canailles flogen uns nur so um die Ohren. Das war aber nicht genug. Sie wollte sofort zum Dorfformandanten und uns zur Anzeige bringen. Schon fing sie an, ihre nicht mehr allzu saubere Schürze loszubinden, um hoffähig vor dem Ortsformandanten zu erscheinen. Wir wollten es aber nicht darauf ankommen lassen, um unserm „Wächter“ keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn auf diesen Schwarzen schimpfte die Madame am wütendsten. Das war aber auch kein Wunder. — Als nämlich das Theater losging und sich die Madame wie wild gebärdete, kam der Neger außer sich vor Freude. Je lauter die Französin schrie, und je wilder sie mit den Händen in der Luft herumsuchtete, desto unbändiger lachte der Neger. Zuletzt legte er sich mitten auf die Straße nieder, ließ sein Gewehr aus den Händen fallen und krümmte sich tatsächlich wie ein Wurm vor lauter Lachen und Schreien. Aus Rücksicht auf den lachenden amerikanischen Afrikaner gingen wir nach dem Verschwinden der rasenden Frau schnell hin und zogen den Haufen Schmutz wieder einige Meter von der Stufe zum Hauseingang weg, winkten dem auf dem Boden liegenden Schwarzen zu und bedeuteten ihm, er solle aufstehen und mit uns dorfaufwärts weiter marschieren. Immer noch lachend kam er unserm Winke nach und — aus war die Komödie. Ob die erboste Madame noch zum Dorfformandanten gelaufen ist, entzog sich meiner Kenntnis. Wahrscheinlich zog sie es vor, es nicht zu tun, denn es gab nachher nicht die geringsten behördlichen Erhebungen. Wir aber lachten noch lange über diese „böse Französin“ und den guten und lustigen Tim, unsern treuen Wächter. —

Noch manches drollige Ereignis erlebte ich in jenen Tagen unter dem „Schutze“ der stets fröhlichen Neger, die ihr Amt wirklich zu „unserer vollsten Zufriedenheit“ ausübten. Die damals gemachten Erfahrungen im Verkehr mit Schwarzen konnte ich später in Südafrika in die lebendige Tat umsetzen und erfolgreich verwerten. Aber diese Tatsache freue ich mich heute noch und danke Gott, daß er die Gefangenschaft ganz offensichtlich nicht zum Schaden über mich verhängte, sondern zu seiner Ehre, zu meinem Nutzen und Segen und zum Heile unsterblicher Seelen. Noch heute denke ich mit Freuden an die guten, frohen und kindlichen amerikanischen Afrikaner zurück, die einmal meinen Lebensweg kreuzten und ein gutes Andenken in meinem Gedächtnis hinterließen.

(Fortsetzung folgt).

Ich und Du und so viele andere, wir werden eine große Arbeit zu vollbringen haben. Denn die Getauften nehmen teil an dem heiligen Amte, das der Erlöser vor seiner Heimkehr zum Vater den Aposteln übertrug.